

Nepomuk Riva

SCHWARZE STIMMEN IN EINER WEISSEN MUSIKWELT

Rassistische Diskriminierungserfahrungen
Schwarzer Studierender an Musikhochschulen
in Deutschland



NEPOMUK RIVA, Vertretungsprofessor für Ethnomusikologie an der Universität Würzburg, forscht zum Afrikabild in deutschen Musikszene. 2012 promovierte er über Kameruner Kirchenmusik. Zwischen 2016 und 2021 war er Koordinator des DAAD-Graduiertenkollegs «Performing Sustainability» der Universität Hildesheim, der Universität Cape Coast (Ghana) und der Universität Maiduguri (Nigeria).

IMPRESSUM

ONLINE-Studie 6/2023

wird herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung

V. i. S. d. P.: Albert Scharenberg

Straße der Pariser Kommune 8A · 10243 Berlin · www.rosalux.de

ISSN 2749-3156 · Redaktionsschluss: April 2023

Lektorat: Text-Arbeit, Berlin

Layout/Satz: MediaService GmbH Druck und Kommunikation

Diese Publikation ist Teil der Öffentlichkeitsarbeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung.
Sie wird kostenlos abgegeben und darf nicht zu Wahlkampfzwecken verwendet werden.

INHALT

Vorwort	4
Rassismus sichtbar machen und bekämpfen	4
Zusammenfassung	5
Einleitung	6
Von der «Rassen»-Theorie der Aufklärung bis zum Alltagsrassismus in westeuropäischen Gesellschaften	7
Diskriminierungserfahrungen im Studium und im Alltag	8
Methodisches Vorgehen	9
Diskriminierungserfahrungen Schwarzer Musikstudierender	10
Familiäre Situation und Bildungshintergrund	10
Studiensituation in Deutschland	12
Diskriminierungen an Hochschulen	13
Umgang mit Diskriminierungen	15
Fazit und Handlungsempfehlungen	18
Literatur	21

VORWORT

RASSISMUS SICHTBAR MACHEN UND BEKÄMPFEN

Die Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlich virulenten Rassismus steckt in der Bundesrepublik immer noch in den Anfängen. Und wo sie stattfindet, bleibt sie oftmals an der Oberfläche, so als sei Rassismus bloß eine Frage der Einstellung, die man individuell ändern und überwinden könne. Aus dem Blick geraten dabei allzu oft die historische und die systemische Dimension.

Denn wer sich mit Rassismus in Deutschland befasst, muss mit der kolonialen Vergangenheit des Landes beginnen. Das Deutsche Reich beging seit den 1880er-Jahren in seinen Kolonien zahlreiche Verbrechen, an deren Spitze der Völkermord an den Herero und Nama im heutigen Namibia steht. Dem Kolonialismus zugrunde lag ein pseudowissenschaftlicher Rassismus, der die qualitative Ungleichheit von Weißen und Schwarzen behauptete und auf perfide Art, letztlich vergeblich, nachzuweisen trachtete. An diese Tradition konnte der NS-Faschismus später nahtlos anknüpfen.

Zu wenig aufgearbeitet ist auch die Geschichte des Rassismus innerhalb der deutschen Gesellschaft. Dazu gehören etwa die sogenannten Völkerschauen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts, auf denen Menschen aus Afrika und der Südsee wie im Zoo ausgestellt wurden. Oder auch die hetzerische, völkische Agitation gegen Schwarze Soldaten während der Rheinlandbesetzung 1923 und, später, im Zuge der US-amerikanischen Besetzung Westdeutschlands. Auch der Rassismus in der DDR ist in

weiten Teilen der Gesellschaft immer noch unbekannt oder wird verdrängt.

Inzwischen gibt es allerdings ernsthafte Bemühungen, diesem Zustand Abhilfe zu verschaffen. Meist gehen sie von jenen Menschen aus, die vom Rassismus selbst betroffen sind und deshalb ein besonderes Interesse daran haben, die Zustände zu verändern. Aber auch im politischen Raum gibt es Anstrengungen, die rassistische Tradition des Landes aufzuarbeiten, wie etwa die dekolonialen Initiativen des Berliner Kultursenators Klaus Lederer zeigen.

Fest steht, dass wir weitere Initiativen und wissenschaftliche Untersuchungen benötigen, um den Rassismus besser verstehen und effektiver bekämpfen zu können. Die vorliegende Studie des Musikwissenschaftlers Prof. Dr. Nepomuk Riva von der Universität Würzburg leistet hierzu einen Beitrag. Rivas qualitative Analyse untersucht die Lebens- und Studiensituation Schwarzer Musikstudierender in Deutschland. Die Interviews, die er mit Betroffenen führte, offenbaren Diskriminierungserfahrungen, die von persönlichen Zurückweisungen bis hin zu institutionellen Praktiken reichen, die sich oftmals hinter dem Rücken der Handelnden vollziehen. Riva entwickelt auch konkrete Handlungsempfehlungen, wie die Situation im Feld der Musikhochschulen (und darüber hinaus) verbessert werden kann – sie reichen von der Herstellung eines gleichberechtigten Studienverlaufs über Veränderungen in der Lehre bis hin zum Alltagsverhalten. Aber lesen Sie selbst.

Daniela Trochowski
Geschäftsführerin der Rosa-Luxemburg-Stiftung

ZUSAMMENFASSUNG

In der vorliegenden Studie befasst sich der deutsche Musikethnologe Nepomuk Riva mit Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen von Schwarzen Studierenden an deutschen Musikhochschulen und mit den Bewältigungsstrategien der Betroffenen. Aus ihrer Sicht handelt es sich bei diesen Institutionen – trotz ihrer internationalen Studierendenschaft und der Idee von Musik als einer universellen Sprache – nicht um Orte der gelebten Toleranz und des wertschätzenden Umgangs miteinander. Gerade in Verbindung mit einer eurozentrischen Musikpraxis erleben sie hier spezifische Formen des deutschen Alltagsrassismus, der strukturelle Ungerechtigkeiten fortführt, rassifizierende Charakterzuschreibungen reproduziert und sich in verbalen Mikroaggressionen durch Lehrende und Kommiliton*innen äußert.

Die Untersuchung beruht auf sechs qualitativen, biografisch orientierten Interviews mit Schwarzen Studierenden verschiedener musikpraktischer Studiengänge, die in Afrika, Lateinamerika oder Deutschland aufgewachsen sind. Im Gegensatz zu quantitativen Studien über ausländische Studierende in Deutschland wird hier nicht die Staatsangehörigkeit zur Grundlage der Analyse gemacht, sondern die Wahrnehmung der Personen als «Schwarze» durch die deutsche Mehrheitsgesellschaft. Das rassifizierende Merkmal der Hautfarbe als Indiz für die Zugehörigkeit zu einer Gruppe erzeugte vergleichbare Erfahrungen bei den interviewten Männern und Frauen, obwohl sie unterschiedliche Sozialisierungen erfahren haben und über unterschiedliche Voraussetzungen für das Musikstudium verfügten. Das Besondere an ihrer Situation in Deutschland ist, dass sie – im Gegensatz zu asiatischen Studierenden – bislang nur vereinzelt an Musikhochschulen aufgenommen wurden und sich deswegen kaum zu einer Gemeinschaft verbinden und gegenseitig unterstützen können. Zudem begegnen sie an keiner deutschen Hochschule Schwarzem Lehrpersonal, sondern sehen sich mit

einem durch und durch weißen Ausbildungssystem konfrontiert.

Eine Auswertung der Interviews zum Umgang der Studierenden mit diesem Ausbildungssystem zeigt: Ihnen bleibt unter den gegebenen Bedingungen meist nur, rassistische Zuschreibungen und Abwertungen sowie strukturelle Benachteiligungen schweigend zu ertragen, sich in eine sichere persönliche Umgebung zurückzuziehen oder sich anzupassen. Nur in Ausnahmesituationen sind sie in der Lage, verbalen Widerstand zu leisten. Die erlittenen Diskriminierungen können bei ihnen zu vielfältigen Beschwerden führen: von Einsamkeitszuständen bis hin zu psychischen und physischen Krankheitsphänomenen. Ein positiver familiärer Zusammenhalt oder ein unterstützender Freundeskreis ermöglicht ihnen dagegen, die Diskriminierungen zu verarbeiten.

Die Studie schließt mit Handlungsempfehlungen ab, was von institutioneller Seite und dem Lehrpersonal getan werden könnte, um Schwarzen Studierenden solche diskriminierenden Erfahrungen zu ersparen, ihnen ein gleichberechtigteres Studium zu ermöglichen sowie ihr kreatives Potenzial besser zu fördern. Struktureller Benachteiligung sollte mit einem finanziellen Ausgleich und mehr Unterstützung bei der Organisation des Studienaufenthaltes in Deutschland begegnet werden. Zudem bedürfen die Studiengänge an deutschen Musikhochschulen aufgrund ihrer eurozentristischen Inhalte einer Reform. Das Ziel sollte eine stärkere internationale Ausrichtung sein, bei der alle Musikkulturen ebenbürtig behandelt werden. Die wissenschaftliche Lehre sollte das Thema Diskriminierung, Inklusion und Diversität noch stärker betonen, um weiße Lehrende und Studierende hinsichtlich ihres Alltagsverhaltens zu sensibilisieren und Schwarze Studierende zu ermutigen, Benachteiligungen zu erkennen und gemeinsam an deren Abbau zu arbeiten.

EINLEITUNG

Vor einigen Jahren fiel mir während meiner Tätigkeit als Lehrbeauftragter an einer deutschen Musikhochschule im Aufzug ein Plakat mit der Ankündigung für ein Soloklavierkonzert mit dem Porträt einer asiatisch aussehenden Studentin ins Auge, das am Rand mit Sätzen vollgekritzelt war: «JAAAA» – «Du Geile!» – «Schulpraktisches Klavierspiel Abschlussprüfung!». Zusätzlich war der Aushang mit einer Zeichnung einer Reisschale versehen, die mit «gratis Pho! kleine Schale Reis 50 cent» (sic!) beschriftet war.

Diese anonymen, aber offensichtlich von Kommiliton*innen verfassten Kommentare, die eine Mischung aus sexistischer Beleidigung, Relativierung der musikalischen Fähigkeiten und der Assoziation einer talentierten Studentin mit dem stereotypen Bild einer asiatischen Schnellimbissverkäuferin darstellen, machten mir bewusst, wie nah das Thema Rassismus an meine Berufswelt gerückt ist. Dabei legt gerade die Musikausbildung an deutschen Hochschulen stets Wert auf ihre Internationalität. Zwar ist der Konkurrenzkampf unter Musikstudierenden aufgrund der Arbeitsmarktsituation ohnehin groß und der Bereich der klassischen Musikszene eher konservativ-eurozentrisch geprägt, gleichzeitig ist das Fach jedoch von der Imagination der Musik als einer universellen Sprache geprägt, in der sich angeblich alle Grenzen überschreitend miteinander verständigen können. Als ich ein Foto dieses Plakats dem für die Pianistin zuständigen Professor schickte, erhielt ich umgehend eine Antwort des bereits informierten Rektorats mit Hinweisen darauf, dass es sich bei dem Vorfall keineswegs um den ersten dieser Art handelte.

Das Plakat motivierte mich, das mangelnde Wissen über die Studiensituation und Diskriminierungserfahrungen meiner Studierenden mit musikethnologischen Methoden und meiner Fachkenntnis über afrikanische Kulturen aufzuarbeiten. Bereits seit 2016 erforsche ich das deutsche Afrikabild in der Musik in unterschiedlichen Bereichen: in der Oper, bei Zirkussen und Festivals, in der Kirchenmusik und bei Benefizkonzerten. Daneben habe ich mich mit Rassismus in musikpädagogischen Kontexten beschäftigt: in deutschen Kinderliedern und in Alltagssituationen an Musikhochschulen wie etwa in dem studentischen antirassistischen Filmprojekt «Unisono gegen Rassismus».

Bei meinen Nachforschungen zu Schwarzen Musikstudierenden bemerkte ich, dass die Ausbildungssituation an hierarchisch aufgebauten deutschen

Hochschulen einen Sonderfall darstellt, da Schwarze diverser Herkunft in unterschiedlichen Studiengängen über vergleichbare Diskriminierungserfahrungen berichten. In der folgenden Studie werte ich sechs qualitative Interviews mit Schwarzen Musikstudierenden unterschiedlicher Herkunft aus, zu denen ich in den letzten Jahren an verschiedenen deutschen Hochschulen Kontakt aufbauen konnte. Die Entscheidung für diese Personen habe ich getroffen, da sie aufgrund ihrer Hautfarbe von der deutschen Gesellschaft zu einem Phänotyp gerechnet werden und sich als eine Gruppe behandelt fühlen, ganz gleich wie divers ihre Herkunft und Sozialisation ist. Zudem sind mir viele afrikanische Herkunftsländer und ihre Bildungssysteme aus meiner Forschung bekannt. Gleichzeitig ist die Anzahl Schwarzer Musikstudierender in Deutschland so gering, dass sie nirgends von einer Gruppenbildung an einer Hochschule profitieren können. An keiner Institution erleben sie eine Schwarze Lehrkraft, vielmehr sehen sie sich einem weißen Ausbildungssystem gegenübergestellt. Das Besondere am Musikstudium besteht wiederum darin, dass über Aufnahmeprüfungen eine Auswahl von Studierenden getroffen wird, die in privilegierten Kleingruppen oder im Einzelunterricht lernen. Das Studieneingangsniveau sollte aus diesem Grund relativ homogen und der Erfolg aller in diesen kostenintensiven Studiengängen das Ziel jeder Musikhochschule sein.

Die folgende Stichprobenuntersuchung wird die potenzielle Bandbreite der biografischen und sozialen Hintergründe Schwarzer Studierender aufzeigen und besondere Formen des Alltagsrassismus in Bezug auf die Musik offenlegen. Es geht nicht darum, den Beweis zu führen, ob die Schwarzen Studierenden objektiv rassistische Diskriminierungen erfahren haben, sondern wie sie ihren Studierendenalltag wahrnehmen, interpretieren und ihr Verhalten danach ausrichten. Aus den Ergebnissen formuliere ich abschließend Handlungsempfehlungen und zeige auf, was verändert werden muss, damit der im deutschen Grundgesetz verankerte Gleichheitsgrundsatz (§ 3 Abs. 1) auch an einer staatlichen Institution wie einer Musikhochschule Gültigkeit erlangt. Da sich der Schutz vor rassistischer Diskriminierung nur schwer rechtlich einfordern lässt, soll diese Studie eine erste Annäherung an das Thema darstellen und vor allem eine gesellschaftliche Diskussion über den Umgang mit Schwarzen Studierenden (nicht nur an Musikhochschulen) anstoßen.

VON DER «RASSEN»-THEORIE DER AUFKLÄRUNG BIS ZUM ALLTAGSRASSISMUS IN WESTEUROPÄISCHEN GESELLSCHAFTEN

Der neuzeitliche Rassismus geht auf Theorien der Aufklärung zurück, in denen Menschen aufgrund ihrer äußeren Erscheinung in ein hierarchisches «Rasse»-System eingeordnet wurden, wobei die weiße «Rasse» stets die höchste Position einnahm (Koller 2009: 24–31). Als phänotypische Kennzeichen der «Rasse» der Schwarzen Afrikaner*innen galten eine dunkle Hautfarbe und krauses schwarzes Haar, zudem wurde ihnen eine Nähe zur Natur und zum Animalischen unterstellt. Bereits in der deutschen Kolonialzeit attestierte man Schwarzen ein angeborenes Rhythmusgefühl und die Eigenschaft, bei ekstatischer Musik die Kontrolle über ihre Sinne zu verlieren und zu «Wilden» zu werden (Carl 2004).

Seit Mitte des 20. Jahrhunderts ist einhellige Meinung in den Naturwissenschaften, dass es sich bei den Einteilungen von Menschen in «Rassen» um ein gesellschaftspolitisches Konstrukt handelt, das über keine genetische Grundlage verfügt (Cavalli-Sforza/Cavalli-Sforza 1994). Der Begriff wird dennoch weiter verwendet, da das Konzept von «Rassen» gesellschaftlich wirkmächtig bleibt.

Die kulturwissenschaftliche Forschung untersucht Rassismus besonders auf seine soziologische Komponente hin (Memmi 1992). Er wird als Phänomen der weißen westlichen Gesellschaften beschrieben, mit der eine politische und kulturelle Überlegenheit gegenüber dem Rest der Welt behauptet wird. Rassismus kann verschiedene Formen annehmen und auf unterschiedlichen Ebenen wirksam sein: strukturell, institutionell, verbal oder körperlich-gewalttätig. Einen systematischen «umgekehrten» oder gar «positiven» Rassismus gibt es nach diesen Theorien aufgrund der hegemonialen Machtverhältnisse auf dieser Welt nicht (Arndt 2012: 30 f.). Eng verbunden ist diese Definition von Rassismus mit der Kritischen Weißseinsforschung, die durch Analysen das rassistische Denken und Handeln als Ausdruck des Überlegenheitsgefühls von Weißen offenlegt (Eggers et al. 2005).

Eine psychologisch und linguistisch ausgerichtete Forschungsrichtung der letzten Jahrzehnte untersucht den Alltagsrassismus in westlichen Gesellschaften und dessen Auswirkungen. Den Wissenschaftler*innen geht es besonders um das Aufdecken sogenannter Mikroaggressionen in der Alltagssprache und um das Handeln weißer Personen, denen People of Color (PoC) in Deutschland ausgesetzt sind (Ogette 2017: 54–56). Häufungen bestimmter Diskriminierungen im Alltag von PoC in Deutschland

können zu einem Gefühl des Ausgeschlossenenseins führen und physische und psychische Schäden bewirken (Kilomba 2013). Diese Forschungsrichtung differenziert den Begriff Rassismus außerdem in zwei weitere Richtungen aus. Zum einen definiert sie «rassifizierende» Praktiken, in denen es nicht um rassistische Diskriminierungen, wohl aber um Selektionsprozesse aufgrund von «Rasse»-Eigenschaften geht (Nduka-Agwu/Lann-Hornscheidt 2010: 13 f.). Zum anderen beschreibt sie die Transformation von Diskriminierungen aufgrund einer angeblichen «Rassezugehörigkeit» hin zu Diskriminierungen aufgrund der Herkunft aus nichteuropäischen Kulturen oder nichtchristlichen Religionen (Arndt 2012: 28–30).

Um nicht weiterhin diese Mikroaggressionen passiv ertragen zu müssen, hat sich in den vergangenen Jahrzehnten eine gesellschaftspolitische Bewegung unter Schwarzen Menschen in Deutschland entwickelt, die in Empowerment-Aktionen und Publikationen auf das ihnen widerfahrende Unrecht aufmerksam macht und entweder zur Selbstorganisation aufruft (Chebu 2016) oder politische Veränderungen von Weißen einfordert (Ogette 2017; Sow 2008).

Der wissenschaftlichen Erforschung von Rassismus gegenüber Schwarzen Student*innen an deutschen (Musik-)Hochschulen steht derzeit noch ganz am Anfang. Mir erscheint es dabei wichtig, diesen als ein gesamtgesellschaftliches Problem zu betrachten, für das es kollektiver oder institutioneller Lösungen bedarf, gleichzeitig aber auch die verschiedenen Lebensrealitäten und Vorerfahrungen der Betroffenen bei der Analyse mit zu berücksichtigen. Manche Personen sind in Gesellschaften aufgewachsen, in denen eine weiße Bevölkerungsschicht historisch bedingt ein hierarchisches System nach «Rasse»-Kriterien aufgebaut hat, das immer noch sozial wirksam ist. Andere kommen aus Ländern, in denen sie nicht mit westlichem Alltagsrassismus konfrontiert wurden; sie erleben deswegen die Situation in Deutschland als neu. Schließlich gibt es Studierende, die in ihren Heimatländern Erfahrungen mit Fremdenfeindlichkeit gegenüber Angehörigen anderer Ethnien oder Nationen gemacht haben und diese auf ihre Begegnungen mit dem in Deutschland üblichen Alltagsrassismus übertragen. Mit Rassismusanalysen und Ansätzen antirassistischen Empowerments sind nur wenige in Kontakt gekommen. Diese Kenntnisse wären allerdings notwendig, um das deutsche Hochschulsystem theoriegeleitet reflektieren zu können, wie dies etwa Aretha Schwarzbach-Apithy (2005)

in ihrem Bericht über ihre fünfjährige Studienzeit an Berliner Universitäten getan hat. Trotzdem bieten die Schilderungen der für diese Untersuchung Interviewten und die Interpretationen ihrer persönlichen

Erlebnisse einen wichtigen ersten Einblick in die vielfältigen Diskriminierungserfahrungen von Schwarzen Studierenden an deutschen Musikhochschulen und ihrem Umgang damit.

DISKRIMINIERUNGSERFAHRUNGEN IM STUDIUM UND IM ALLTAG

Die offiziellen Statistiken zur wachsenden Zahl internationaler Studierender an deutschen Hochschulen (DAAD 2021) belegen trotz hoher Abbruchquoten die Attraktivität des Standorts Deutschland und den Nutzen der Ausgebildeten für die einheimische Wirtschaft (Jensen 2001; Klabunde 2014; Loy 2018). Die Studien- und Lebenssituation von internationalen Musikstudierenden in Deutschland sind dagegen bislang kaum erforscht worden. Eine ethnografische Arbeit hat Hsin-Yi Li (2020) zu taiwanesischen Instrumentalist*innen vorgelegt. Schwerpunkt ihrer Forschungen sind die Motivationen für das Auslandsstudium. Diskriminierungserfahrungen an deutschen Hochschulen spielen dabei nur eine untergeordnete Rolle (ebd.: 269), obwohl Li am Rand auf Frustrationen und Einsamkeitsgefühle eingeht (ebd.: 319 f., 326–328).

Eine Studie zu ausländischen Studierenden in Deutschland mit einem Schwerpunkt auf interkulturellen Konflikten hat Abdelaziz Bouchara (2012) veröffentlicht. Er kategorisiert seine Umfrageergebnisse nach Finanzierungs-, Kontakt- und Lernschwierigkeiten, Diskriminierungsproblemen und Neigung zum Studienabbruch. Leider erwähnt Bouchara, wenn er auf die Finanzierungsschwierigkeiten eingeht, nur die Beschränkungen bei studentischen Jobs und nicht das für internationale Studierende aus einem Nicht-EU- oder Nicht-EWR-Land obligatorische Sperrkonto, auf das mittlerweile über 11.000 Euro eingezahlt werden müssen. Die Nachteile, die ausländischen Studierenden dadurch entstehen, wurden zwar erforscht (Schröder et al. 2019), haben aber bislang zu keinen strukturellen Änderungen geführt. Auf der Anforderungsseite stellt Bouchara den Spracherwerb als wichtigen Faktor für ein gelungenes Studium in den Mittelpunkt. Auf die Lebenssituation inländischer Schwarzer Studierender sowie den generellen Umgang mit Diskriminierungserfahrungen gehen diese Forschungen jedoch nicht ein. Dabei berichten gerade diese Personen, dass sie trotz deutscher Staatsangehörigkeit immer wieder die Erfahrung machen, als «fremd» markiert und aus Gruppen ausgeschlossen zu werden.

Statistische Daten zur Lebenssituation Schwarzer Menschen in Deutschland legte erstmals umfang-

reich der Afrozensus 2020 vor (Aikins et al. 2021). Er belegt die erheblichen Diskriminierungserfahrungen Schwarzer im Kindergarten und in der Schule und liefert weitere qualitative Daten zur Lebensrealität von Schwarzen in Deutschland. Der Hochschulkontext wurde nicht speziell untersucht. Ausführliche Darstellungen der Lebenserfahrungen Schwarzer Menschen in Deutschland lassen sich vor allem in autobiografischen Berichten finden, die in den letzten Jahrzehnten vermehrt publiziert wurden. Dazu gehören zunächst die historisch ausgerichteten Erzählungen von Schwarzen, die den Zweiten Weltkrieg überlebten und sich danach trotz Diskriminierungen ein Leben in westlichen Gesellschaften aufbauten, wie etwa Hans-Jürgen Massaquoi (1999) oder Theodor Michael (2013). Die autobiografischen Schilderungen von Schwarzen, die ab den 1970er-Jahren geboren wurden, sind vielfältiger. Der Literaturkritiker Ijoma Mangold (2017), Kind einer alleinerziehenden weißen deutschen Mutter, etwa machte in seiner bildungsbürgerlichen Kindheit in Heidelberg keine Rassismuserfahrungen und stellt sich die Frage, ob er womöglich «überangepasst» war. Der Autor Thomas Chatterton Williams (2019) weist nach unterschiedlichen Erfahrungen mit Rassismus in den USA und Europa den Opferstatus grundsätzlich von sich und fordert, jede Form rassifizierender Zuschreibung zurückzuweisen, um das diskriminierende System zu überwinden. Diese individuellen Erfahrungen der Assimilation oder Taktiken zur Abwehr rassistischer Diskurse sind in der wissenschaftlichen Forschung nicht prominent, einige Aspekte davon lassen sich allerdings in meinen Interviews mit Schwarzen Studierenden an deutschen Musikhochschulen wiederfinden.

Infolge der globalen Black-Lives-Matters-Bewegung erschienen in anglophonen Ländern mehrere autobiografisch orientierte Sachbücher zum Alltagsrassismus gegen Schwarze (Eddo-Lodge 2017), in denen vorwiegend Autorinnen auf die Intersektionalität von Rassismus, Sexismus, Homophobie und Antislamismus hinweisen. Diese fanden im deutschsprachigen Raum Entsprechungen. So beschreibt die Journalistin Alice Hasters (2019) Mikroaggressionen und

die Intersektionalität von Rassismus und Sexismus anhand ihres Bildungsweges und Arbeitslebens. Über ähnliche Erfahrungen berichtet die Politologin Emilia Roig in ihrem Buch «Why we matter» (2021), wobei sie zusätzlich postkoloniale Theorien und Queer Studies in ihre Analysen der französischen und deutschen Gesellschaft einfließen ließ. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem deutschen Diskurs zum Antirassismus liefert dagegen die Journalistin Canan Topçu (2021), in dem sie den Sinn von *safe spaces*, also geschützten, diskriminierungsfreien Räumen, als

Lösung für in Deutschland lebende PoC hinterfragt und für einen offenen und schonungslosen Dialog über Rassismus in der deutschen Gesellschaft wirbt. Die wissenschaftlichen und autobiografischen Schriften belegen, dass in der deutschen Gesellschaft seit der Kolonialzeit ein ausgeprägter Alltagsrassismus vorhanden ist. Es stellt sich daher die Frage, inwieweit er auch in die international ausgerichteten Musikhochschulen vorgebracht ist, wie er sich auf die Musikausbildung auswirkt und wie Schwarze Studierende ihn wahrnehmen und damit umgehen.

METHODISCHES VORGEHEN

Die von mir interviewten drei Frauen und drei Männer studieren entweder an einer der insgesamt 24 Musikhochschulen in Deutschland oder haben ihr Studium dort vor Kurzem abgeschlossen. Die Interviewten lernte ich entweder im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeiten kennen oder der Kontakt zu ihnen kam über Dritte zustande. Geplant war, noch weitere Personen zu befragen, doch lehnten etliche der von mir Kontaktierten meine Anfragen ab oder reagierten nicht darauf. Wahrscheinlich sahen sie die Anonymität ihrer Aussagen nicht hinreichend gesichert, weil sie die einzigen Schwarzen an ihren Hochschulen sind.

Die Gespräche, die Grundlage der folgenden Ausführungen sind, fanden zwischen 2016 und 2020 auf Deutsch und auf Englisch statt. Zeitgleich führte ich Interviews mit Schwarzen Sänger*innen im deutschen Opernbetrieb, deren Auswertung ähnliche Ergebnisse zum Alltagsrassismus in deutschen Kunst- und Kulturinstitutionen zutage förderte. Ein Interview führte meine Masterstudentin Mira Wöllenstein, die interviewte Person ist mir jedoch aus ausführlichen Vor- und Nachgesprächen bekannt und hat der Verwendung ihrer Erzählungen zugestimmt. Alle Zitate erfolgen in deutscher Sprache, die Aussagen wurden an die deutsche Grammatik angepasst, um Einflüsse anderer Sprachen unkenntlich zu machen. Private und geografische Angaben wurden anonymisiert, wir verwenden zudem verbreitete deutsche Vornamen mit Anfangsbuchstaben in alphabetischer Reihenfolge, um Namensdiskriminierungen zu verhindern und ethnische Zuordnungen auszuschließen. Die biografisch orientierten Interviews liefen weitgehend nach demselben Muster ab: Zunächst sollten alle ihren musikalischen Bildungshintergrund in Kindheit und Schule darstellen, dann wurden ihre Motivationen für ein Studium in Deutschland und die damit verbundenen Erwartungen abgefragt. Im Anschluss konnten die Interviewten ihre Erfahrungen mit dem

Studium in Deutschland schildern und die Herausforderungen und Schwierigkeiten im sozialen Umgang mit Lehrenden und Kommiliton*innen beschreiben. Schließlich wurde nach Veränderungen in der Wahrnehmung ihres Deutschlandbilds gefragt sowie nach ihren Zukunftsplänen. Wie ausführlich die Antworten auf einzelnen Fragen ausfielen, variierte. Die Studierenden konnten selbst die Gewichtung bestimmen. Durch die narrative Form zeigte sich bei allen, dass ihr familiäres und soziales Umfeld eine wichtige Rolle bei der Wahrnehmung und Verarbeitung diskriminierender Erfahrungen spielt(e). Alle Interviewten sprachen dies an, ohne dass direkt danach gefragt worden war. Bei der Auswertung folgte ich der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2015). Das heißt für die Darstellung: Zunächst werde ich die Aussagen der Studierenden zur musikalischen Bildung und familiären Situation in Kindheit und Jugend sowie ihre Selbstwahrnehmung als Schwarze Person zusammenfassen und gegebenenfalls den afrikanischen oder amerikanischen kulturellen Kontext erklären. Anhand kurzer Zitate versuche ich, die wesentlichen Charaktereigenschaften der Interviewten zu beschreiben. Daraufhin erfolgt eine Auswertung der Kategorien «Erwartungen an Deutschland» und «Situation zu Beginn des Studiums», wobei besondere Motivationen und Erlebnisse der Befragten beispielhaft hervorgehoben werden. Die Diskriminierungserfahrungen werden durch eine Explikation des engeren Kontextumfeldes analysiert, bei der sich aufgrund eines induktiven Vorgehens folgende Kategorien ergeben: «Ungerechtigkeit durch finanzielle Forderungen», «sprachliche Ausgrenzungsphänomene», «Einsamkeitszustände», «rassistische Abwertung der Fähigkeiten und Talente» sowie «rassistische Mikroaggressionen und stereotype Charakterzuschreibungen». Im erweiterten Kontextumfeld werden diese Erfahrungen deduktiv mit Kategorien aus der Rassismusforschung und der Kritischen Weißseinsfor-

schung abgeglichen. Schließlich analysiere ich die verschiedenen Strategien der Interviewten, mit dem Alltagsrassismus an den Hochschulen und im Privatleben umzugehen. Die durch eine induktive Auswertung gebildeten Kategorien lauten: «Assimilation an die deutsche Gesellschaft», «Rückzug in eine sichere persönliche Umgebung», «schweigendes Ertragen von Diskriminierungen», «Herausbildung von Krankheitsphänomenen» sowie «verbaler Widerstand». Es folgt eine zusammenfassende Erörterung der gemachten Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen, aus denen dann Handlungsempfehlungen für die Praxis abgeleitet werden.

Mir ist bewusst, dass ich als weißer Mann und in der damaligen Funktion eines wissenschaftlichen Mitarbeiters einer Hochschule zu allen Interviewten in einem hierarchischen Verhältnis stand. Ich habe mich stets darum bemüht, in den Vorgesprächen

durch Schilderung meiner eigenen Biografie und meines beruflichen Werdeganges Vertrauen aufzubauen. Ich habe zudem versucht, verschiedene Aspekte rassistischer Diskriminierungserfahrungen sensibel anzusprechen. Dennoch ist es möglich, dass die Studierenden mir aufgrund des Machtverhältnisses nicht alle Fragen aufrichtig beantworten konnten. Da sich drei der Befragten zum Zeitpunkt des Interviews außerdem bereits am Beginn ihrer beruflichen Karriere befanden, kann ich nicht ausschließen, dass sie es darauf angelegt haben, einen möglichst selbstbewussten und souveränen Eindruck zu hinterlassen und schmerzhaft Erfahrungen herunterzuspielen. All dies sollte jedoch dem Anliegen dieser Arbeit nicht im Wege stehen, einen Dialog über ein faires, diskriminierungsfreies Miteinander von Schwarzen und Weißen an deutschen (Musik-)Hochschulen zu eröffnen.

DISKRIMINIERUNGSERFAHRUNGEN SCHWARZER MUSIKSTUDIERENDER

FAMILIÄRE SITUATION UND BILDUNGS- HINTERGRUND

Die sechs für diese Untersuchung interviewten Personen kommen aus verschiedenen Regionen der Welt und haben diverse familiäre und soziale Hintergründe. Auch wenn sie alle in ihren Herkunftsländern einer Mittelschicht entstammen, ermöglichte ihnen das jeweilige staatliche Ausbildungssystem qualitativ voneinander abweichende Vorerfahrungen mit westlicher Musik und europäischen Kulturen. Diese bestimmten maßgeblich ihren Studienverlauf und ihre Integration in die deutsche Gesellschaft.

Alle ausländischen Studierenden verfolgen das Ziel, sich auf Dauer in Deutschland oder Europa niederzulassen, da es in ihren Heimatländern für ihre musikalische Qualifikation nach dem Studium keine adäquaten Arbeitsmöglichkeiten gibt. Für die folgenden Kurzcharakterisierungen wurden alle biografischen Informationen aus den Interviews sowie Aussagen zur Selbstwahrnehmung ihrer Schwarzen Identität reduktiv zusammengefasst. Von jeder Person wurden eine oder zwei Aussagen ausgewählt, in der ihr Hauptcharakterzug deutlich zum Ausdruck kommt. Die Lebensläufe zeigen, dass Schwarze an deutschen Hochschulen nicht als eine homogene Gruppe behandelt werden können.

Anton stammt aus einer einflussreichen Ethnie eines westafrikanischen Landes, wurde aber als Sohn einer unverheirateten Teenagermutter geboren. Als

Kind lebte er für einige Jahre bei einer Großmutter in einem polygamen Familienverbund auf dem Land. Dort wurde der Großonkel sein musikalisches Vorbild, ein Meister lokaler Musik- und Tanzstile, der als junger Mann auf einer Auslandstournee Deutschland, Frankreich und Kanada bereist hatte. Eine westliche Musikausbildung war für Anton in seiner Heimat nur in der Hauptstadt in elitären Kirchenchören von Chorleitern mit Auslandserfahrung zu erhalten oder im Selbststudium zu erwerben. Als Jugendlicher stieg er zu einem erfolgreichen Solosänger in der Hauptstadt auf, geriet aber immer wieder in Streit mit anderen Musiker*innen über die Qualität der Aufführungen. Nachdem er Pavarotti mit 19 Jahren im Radio gehört hatte, erkannte er seine Bestimmung, in Deutschland Belcanto-Gesang zu studieren. Gegen den Willen des Vaters, der für ihn eine Politikerkarriere vorgesehen hatte, verfolgte er nach einem Bachelorabschluss in Philosophie seine Musikkarriere: «Alles, was wir auf der Erde machen, ist von Gott geplant. Das heißt, jeder, der hierherkommt, hat eine bestimmte Mission. Ich bin nicht zufällig zur Oper gekommen.» Über private Kontakte zu europäischen Kulturinstituten und Botschaftskreisen gelang es Anton, ein Stipendium des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) an einer deutschen Musikhochschule zu erhalten. Seine für ihn unerwartet negativen Erfahrungen mit Kommiliton*innen und Lehrenden in Deutschland erschütterten ihn zutiefst: «Wenn ich keine Perspektive auf eine Karriere hier

habe oder wenn die Deutschen mit mir gar nichts zu tun haben wollen – warum haben sie mir ein Stipendium gegeben?» Mit privatem Gesangsunterricht und einer musikpädagogischen Weiterbildung versucht Anton nun, sich eine freiberufliche Sängerkarriere in Deutschland aufzubauen.

Ben ist in einem Land im südlichen Afrika aufgewachsen, in dem ebenfalls keine staatliche Musikausbildung existiert. Seine Eltern finanzierten ihm privaten Gesangsunterricht, verlangten aber zunächst ein Bachelorstudium in englischer Literatur, Sprache und Geschichte, bevor sie erlaubten, dass er mithilfe europäischer Förderer ein Stipendium für ein Gesangsstudium in England annahm. Daran anschließend absolvierte er ein Masterstudium an einer deutschen Musikhochschule und hat vor Kurzem einen Vertrag mit einem Opernstudio im deutschsprachigen Raum abgeschlossen: «Ich glaube, der Grund dafür, dass ich nie schlechte Erfahrungen in Europa gemacht habe, liegt darin, dass es mir gelungen ist, ein Leben wie die anderen zu führen und gleichzeitig meine eigenen kulturellen Werte zu bewahren. [...] Die Realität ist doch: Auch wenn wir für «Wir sind alle Weltbürger» und «Die Erde gehört allen» kämpfen, gibt es einen Grund dafür, dass wir Nationen bilden.» Seine Herkunft sieht Ben im Studium und Beruf oft als positives Alleinstellungsmerkmal, weil aus seinem Land kaum Musiker*innen nach Europa auswandern.

Clara wuchs als Kind einer deutschen Mutter und eines westafrikanischen Vaters in einem Arbeiterviertel im Ruhrgebiet auf. Durch Chorgesangspraxis seit ihrer Kindheit und Gesangsunterricht in der Jugend gelang es ihr, einen Preis bei «Jugend musiziert» zu gewinnen. Das ermutigte sie zu einem Gesangsstudium, obwohl sie sich auch für kulturwissenschaftliche Fragen interessiert. «Ich glaube, deswegen denken manche Leute, ich wäre zu verkopft. Weil das halt gar nicht mit dem zusammenpasst, was sie sich vorstellen von jemandem, der Schwarz ist. Also ich soll dann da halt wild aus mir herausgehen.» Während der Studienzeit und dem gleichzeitigen Engagement im Opernstudio eines deutschen Stadttheaters erlebte sie Mikroaggressionen und verbale rassistische Diskriminierungen, wobei sie gelernt hat, als selbstbewusster Mensch darauf mit Humor zu reagieren: «Mittlerweile denke ich halt: Okay, wenn die so heiß darauf sind, dass jemand Locken hat und Schwarz ist, dann nehme ich's halt mit. Mittlerweile bin ich da so ein bisschen cooler. Aber das hat mich [am Anfang] schon sehr mitgenommen.» Zurzeit arbeitet Clara als freischaffende Konzertsängerin. Ihre Hautfarbe nimmt sie manchmal im Gegensatz zu Asiatinnen als Vorteil wahr, weil sich die Produzent*innen leichter an die oft einzige Schwarze erinnern.

Daniel kommt aus einem südamerikanischen Land, in dem seit der europäischen Kolonialisierung ein auf dem «Rasse»-Begriff beruhendes Gesellschaftssys-

tem existiert, das bis heute die sozialen Gruppen und deren Entwicklungsmöglichkeiten bestimmt. Seine Eltern finanzierten ihm Musikunterricht bei einer Privatlehrerin, die in Wien studiert hatte und die ihm klassische europäische Klavierwerke und das romantische Kunstlied vermittelte. Daniels Interesse an dieser Musik machte ihn in der Jugend zum Außen-seiter: «In unserer Stadt schwimmen die Menschen, die klassische Musik studieren, gegen den Strom.» Nach dem Abitur absolvierte er ein Bachelorstudium in Musik und begann einen Masterstudiengang mit Schwerpunkt Klavier. Er arbeitete musiktherapeutisch mit sozial auffälligen Kindern. Nebenbei studierte er Deutsch als Fremdsprache, wodurch sein Wunsch entstand, in Deutschland zu studieren. Im zweiten Anlauf erhielt er einen Studienplatz in einem künstlerisch-pädagogischen Masterstudiengang, wo er seine südamerikanischen Einflüsse nicht verbergen kann: «Ich glaube, dass die Leute es schön finden, wenn ich als Lateinamerikaner klassische Musik mit meinen Gefühlen mache. Nicht ganz anders – ich muss den Rhythmus respektieren –, aber mit einem kleinen Latino-Gefühl. Das klingt gut für sie.» Ihm ist bewusst, dass er sich nicht mit Solisten messen kann: «Es ist total schwer, im Konzert keine Fehler zu machen. Manchmal genieße ich die Musik deswegen nicht.» Nach dem Studium möchte er in Deutschland bleiben, die Kultur besser kennenlernen und in Projekten mit Kindern musiktherapeutisch arbeiten.

Eva gehört der ethnischen Gruppe eines westafrikanischen Landes an, die sich international weit vernetzt hat und deren Angehörige gut untereinander vernetzt sind. Sie wuchs in einer vergleichsweise armen Familie auf, in der Traditionen des Geschichtenerzählens mit Gesang, Tanz und Musikbegleitung noch mündlich tradiert wurden. In der Jugend sang sie in Großstadtchören mit internationalem Repertoire und trat mit Performance-Gruppen auf. Dadurch entstand ihr Wunsch nach einer künstlerisch-pädagogischen Ausbildung in Deutschland, da es in ihrem Land kein vergleichbares Angebot zum Erlernen westlicher Musik gibt. Nach einem Bachelorstudium in Religion und Philosophie beschloss sie, ihre Musikkarriere zu verfolgen. Ihr gelang trotz ihrer Lernrückstände die Aufnahmeprüfung an einer deutschen Musikhochschule. Erhebliche finanzielle Belastungen und geringe Sprachkenntnisse hielten sie nicht davon ab, zusammen mit ihrem Ehemann nach Deutschland zu ziehen. Eva hatte sich auf Herausforderungen im Alltag in Europa eingestellt, aber nicht vorhergesehen, wie allein sie sich als Schwarze an ihrer Musikhochschule fühlen würde: «Manchmal versuchte ich, andere anzulächeln, nach dem Motto, «Hallo, hier bin ich». Aber ich wurde nicht gesehen.» Die Schwierigkeiten mit dem Studium und die Diskriminierungen, die sie von einzelnen Kommiliton*innen und Lehrenden erfuhr, versuchte sie, selbstbewusst

und mit Unterstützung ihres privaten Umfelds sowie ihres christlichen Glaubens zu überwinden: «Wenn ich müde oder traurig bin oder wenn ich keine Hoffnung mehr habe, sage ich mir immer: Ich schaffe das!» Nach drei Semestern beschloss sie, aufgrund von Erschöpfungssymptomen ein Urlaubssemester zu nehmen, bevor sie die Zwischenprüfung ablegte. Frieda ist als Schwarze im Norden Deutschlands in einem Akademikerhaushalt aufgewachsen. Ihre Mutter ist gehörlos, den Zugang zur Musik eröffneten ihr die beiden älteren Schwestern, die sich für die Popmusik Schwarzer Sängerinnen interessierten. Mit zwölf Jahren lernte sie Klavierspielen, sang und schrieb eigene Lieder. Später nahm sie Gesangsunterricht und trat erfolgreich mit einer großen, kirchlich angebundenen Bigband auf. Eine Bewerbung für ein Popmusikstudium mit Gesang erschien ihr als die logische Konsequenz ihrer Freizeitaktivitäten. Trotz der Mikroaggressionen, die sie in Deutschland erlebte und die sie dazu brachten, sich vorwiegend in einer für sie sicheren Umgebung zu bewegen, ist ihre Grundeinstellung positiv: «Ich gehe erst mal immer vom Guten im Menschen aus.» Ihr bisheriger Lebensweg bestärkt sie darin: «Wenn ich mir was vorgenommen hab, hat's fast immer geklappt, irgendwie.» Im Augenblick produziert Frieda ihr erstes Album mit englischsprachigen Songs im Stil von Neo-Soul.

STUDIENSITUATION IN DEUTSCHLAND

Aufgrund der verschiedenen Herkunft der Interviewten unterscheiden sich die Wahrnehmungen des Studiums in Deutschland. Die individuellen Vorstellungen und Hoffnungen, die die ausländischen Studierenden in Bezug auf das Leben und Studieren formulierten, sind in der Kategorie «Erwartungen an Deutschland» zusammengefasst, Schlüsselerlebnisse aller Studierenden in der Kategorie «Situation zu Beginn des Studiums». Die Ergebnisdarstellung gibt allgemein positive Tendenzen wieder, die mit herausstechenden Beispielen erläutert werden. Insgesamt zeigt sich, dass die ausländischen Studierenden vor allem die sich ihnen bietenden Chancen wahrnehmen und eine zentrale Herausforderung darin sahen bzw. sehen, sich in das deutsche Studierendenleben zu integrieren. Die Studierenden mit deutschem Pass dagegen fügen sich leichter in die Strukturen ein und trauen sich, auch konstruktive Kritik an den Studiengängen zu formulieren.

Alle ausländischen Studierenden hatten große Erwartungen an ein Studium und Leben in Deutschland. Eva wollte unbedingt die «Heimat der klassischen Musik» kennenlernen und sah die Studienmöglichkeit als einmalige Chance und «Krönung all ihrer Bemühungen». Anton erlebte das deutsche Botschaftspersonal in seiner Heimat als so freundlich, dass er

dachte: «Deutschland ist, wo alle Leute ehrlich sind und ziemlich nett. Sie akzeptieren alle Ausländer.» Er glaubte nicht den Erzählungen über Rassismus in Europa, auch wenn ihm bewusst war, dass er nicht die gleichen Chancen wie deutsche Studierende haben würde. Für Ben war Deutschland besonders wegen des Schengenvisums attraktiv, da er sich damit leichter eine Karriere innerhalb Europas aufbauen kann. Im Gegensatz zu London genoss er von Anfang an das entspanntere Leben in einer deutschen Kleinstadt und die vielen nationalen Auftrittsmöglichkeiten als professioneller Sänger.

Die Aufnahmeprüfungssituation wurde nur von Eva eigens thematisiert, da sie aufgrund geringer Deutschkenntnisse die geforderten Aufgabenbereiche nicht richtig verstand: «Ich bereitete eine Menge Lieder vor, kam in meinem schwarzen Kleid und sang. Und dachte, das wäre es. Aber da gab es andere Dinge, die wir zeigen mussten [...] mit Bewegung, mit Improvisation. [...] Ich muss auch Klavierspielen? Das war eine große Überraschung für mich! [...] Wenn man bedenkt, was ich spielte! Es war nichts, wirklich nichts. Ich spielte: (*singt die Melodie an, spielt mit einem Finger Klavier in der Luft* [...]) So spielte ich. Einstimmig! Ich weiß, es war einfach nur mein Mut, mein Interesse am Lernen, das sie überzeugte.» Daniel und Ben fiel dagegen der Start aufgrund ihrer Deutschkenntnisse und einem besseren Vorverständnis der Gesellschaft eher leicht.

Der Empfang der Erstsemester wird von Eva als gastfreundlich beschrieben. Anton wurde mit Applaus empfangen und bekam das Gefühl vermittelt, in einen neuen Freundeskreis aufgenommen zu werden. Der Studienplan beschrieben alle übereinstimmend als gut und straff organisiert. Lediglich Daniel empfindet die genauen Zeitpläne als «stressig», da er die Forderung nach Pünktlichkeit bei Veranstaltungen nicht gewohnt war. Das Lehrpersonal wird von allen grundsätzlich als qualifiziert bezeichnet. Ben schätzt vor dem Hintergrund seines vorangegangenen musiktheoretischen Bachelorstudiums in England den künstlerischen Zugang zur Gesangspraxis in Deutschland. Die Anforderungen des Studiums bewerteten die ausländischen Studierenden durchgehend als hoch. Eva fühlte sich von den Lehrenden dazu ermutigt, ihre Lernrückstände aufzuholen, obwohl sie in Bereichen wie Klavierspiel Anfängerin war. Das International Office ihrer Hochschule und einzelne Lehrende kümmerten sich zudem um ihr persönliches Wohlergehen. Daniel nahm bei sich einen Wissensrückstand in Musikgeschichte und in der musikalischen Praxis beim Ensemblespiel wahr und erklärt sich den Vorsprung seiner deutschen Kommiliton*innen durch deren Elternhäuser und Ausbildungsmöglichkeiten vor dem Studium. Als Hauptkonkurrenten sieht er die asiatischen Studierenden, die mehr üben würden und allen technisch überlegen seien. Bei einer Men-

sa-Party konnte er mit anderen Studierenden zusammen Salsa aus seiner Heimat spielen, was von allen sehr positiv aufgenommen wurde.

Die anderen befragten Student*innen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, genießen nach eigenen Angaben ihr Studium auch aufgrund der familiären, entspannten Atmosphäre an den Hochschulen. Frieda erkannte nach sechs Semestern ihre Lernfortschritte in ihr zuvor unbekanntem Bereich der Studioproduktion. Ihrer Meinung nach gelten allerdings die Popmusikstudierenden in der Hierarchie der Hochschule weniger als Jazz- oder Klassikstudierende. Da sie meistens in ihrer Peergroup bleibt, stört sie sich an diesen Vorurteilen jedoch nicht. Clara berichtete, dass sie im Studium an mehr Musiktheaterproduktionen mitwirken konnte, als sie je zuvor als Zuschauerin gesehen hatte. Sie vermisst allerdings einen intellektuellen Anspruch an die Werkinterpretationen, der weder von den Lehrenden noch den Mitstudierenden als wichtig erachtet wird. Sie kritisierte außerdem, dass sie im Operngesang für ein Berufsbild mit künstlerischen «Diva»-Freiheiten ausgebildet wird, die seit Langem nicht mehr existieren würden. In der beruflichen Praxis zähle bei Sängerinnen vor allem der Körper und das Aussehen. Alle künstlerischen Entscheidungen würden die Regisseur*innen treffen.

DISKRIMINIERUNGEN AN HOCHSCHULEN

In den Berichten der Schwarzen Musikstudierenden über ihre Erfahrungen an deutschen Hochschulen und die Interaktion mit Lehrenden und Kommiliton*innen lassen sich verschiedene Formen von Benachteiligungen und rassistischen Diskriminierungen erkennen: strukturelle, institutionelle und verbale. In die Explikation der Diskriminierungsformen wurden zunächst alle Interviewaussagen aufgenommen, in denen Konfliktsituationen thematisiert wurden: mit den Lehrkräften im Unterricht, im sozialen Umgang mit Kommiliton*innen oder im Studienverlauf und im Alltagsleben in Deutschland. Dabei ließen sich fünf Kategorien bilden, die in den wissenschaftlichen Forschungen bereits bekannt sind: «Ungerechtigkeit durch finanzielle Forderungen» (Bouchara 2012: 5–7), «sprachliche Ausgrenzungsphänomene» (ebd.: 7–9), «Einsamkeitszustände» (Kilomba 2013: 122–129), «rassistische Abwertung der Fähigkeiten und Talente» (Hasters 2019: 102–14; Roig 2021: 75–105) sowie «rassistische Mikroaggressionen und stereotype Charakterzuschreibungen» (Sow 2008: 251–287).

Bei den Wahrnehmungen dieser Erlebnisse unterscheiden sich ausländische und inländische Studierende. Die ausländischen beziehen jede Diskriminierung und Kritik auf ihre Hautfarbe und Herkunft.

Die inländischen fühlen sich aus einer deutschen Gemeinschaft ausgegrenzt, in der sie aufgewachsen sind und der sie sich zugehörig fühlen. Bei den diskriminierenden Situationen handelt es sich zwar um Einzelfälle, die psychischen Auswirkungen beschreiben die Schwarzen Studierenden aber als für sich langfristig gravierend.

Ungerechtigkeit durch finanzielle Forderungen

Die ausländischen Schwarzen Studierenden waren bereits vor Studienbeginn mit strukturellen Benachteiligungen konfrontiert, die auch noch nach Aufnahme des Studiums fortwirk(t)en. Die hohen Kosten der Anreise für die Aufnahmeprüfungen und die Anforderung, Geld für ein Sperrkonto (Bedingung für die Erteilung eines Visums und einer Aufenthaltserlaubnis) anzusparen, verlangten von Daniel und Eva immense Anstrengungen. Sie mussten in ihren Heimatländern längerfristig Jobs annehmen, die nichts mit ihrem Studien- und Berufsinteresse zu tun hatten, um Geld zu verdienen, was sie von inhaltlichen und praktischen Vorbereitungen für das Studium abhielt. Sie brauchten Jahre, um die finanziellen Voraussetzungen für ein Studium in Deutschland zu erfüllen. Das heißt, dass sie zu den ältesten Student*innen an ihren Hochschulen zählten, was Lehrkräfte und ihre Kommiliton*innen eher negativ bewerteten. Nur wer gute Verbindungen zu wohlhabenden Familienmitgliedern oder externen Förderern hat, kann diesem Dilemma entgehen. Wenn diese die finanzielle Absicherung des Aufenthalts in Deutschland übernehmen, schafft dies unter Umständen jedoch andere problematische Abhängigkeiten und setzt die ausländischen Student*innen bei Prüfungen zusätzlich unter Druck.

Eva berichtete außerdem davon, wie viel Zeit und Energie sie die Organisation des Lebens in Deutschland mit Krankenversicherung, Bankkontoeröffnung, Wohnungssuche und Studierendenjob kostete, die ihr dann für das Studium fehlten. Im Gegensatz zu chinesischen Studierenden, für die oft Vermittlungsagenturen gegen Bezahlung diese Aufgaben übernehmen, müssen sich die ausländischen Schwarzen Studierenden um alles selbst kümmern. Ben stand in England mehrfach vor der Entscheidung, ob er das Bachelorstudium aufgrund von Finanzierungsproblemen abbrechen sollte. Anton erwähnte die belastende Situation bei der Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung, nachdem er den Studentenstatus verloren hatte, aber noch keine berufliche Anstellung in Deutschland vorweisen konnte.

Sprachliche Ausgrenzungsphänomene

Als Haupthindernis für eine gelungene Integration in den deutschen Studienalltag erkennen alle ausländischen Studierenden mangelnde Deutschkenntnisse. Viele kommen aus Ländern, in denen das gesamte

Bildungssystem auf Kolonialsprachen beruht, und konnten sich vorab nicht vorstellen, dass sie für ein Studium die Landessprache beherrschen müssen. Erst in Deutschland wurde ihnen die Notwendigkeit bewusst, Deutsch zu lernen. Nicht nur für Eva waren die Sprachbarrieren eine schmerzhaft Erfahrung: «Wenn du nicht Deutsch sprechen kannst, dann bist du nur anwesend, kannst nur zuschauen. Du wirst nicht reden, damit die anderen Leute dich nicht auslachen können [...]. Denn einige von denen haben nicht viel Geduld.» Die Lehrenden ermutigten Eva zwar, bei Verständnisschwierigkeiten nachzufragen, aber die sprachliche Hürde macht es ihr schwer, mitzukommen und zu verstehen, was von ihr verlangt wurde. Sie erlebte, dass ihr in einer Gruppenpräsentation von einer Kommilitonin das Wort abgeschnitten wurde, weil sie nicht gut genug Deutsch sprach. Sprachkurse sind in den Heimatländern wie in Deutschland allerdings zeitintensiv und müssen privat finanziert werden, wodurch die ausländischen Studierenden erneut in einen Lernrückstand geraten. Frieda ist sich bewusst, dass sie mit der Muttersprache Deutsch und einem weißen Freundeskreis weit weniger Diskriminierungen ausgesetzt ist als andere Schwarze.

Einsamkeitszustände

Die ersten Enttäuschungen bei den ausländischen Studierenden löste das Desinteresse aus, auf das sie in ihrem Lebensalltag, aber auch an den Musikhochschulen stießen. Andere Studierende verhielten sich ihnen gegenüber abweisend, grüßten nicht und waren nur auf sich selbst konzentriert. Wenige Wochen nach dem freundlichen Empfang bemerkte Anton ein grundlegend anderes Verhalten seiner Kommiliton*innen: «Ich hab' mich ein bisschen allein, nein, sehr allein gefühlt. Wenn ich zum Beispiel eine Information brauchte, dann gab es so was wie eine Eifersüchtelei. Ich hatte den Eindruck, als ob die anderen Kommilitonen mit mir nichts zu tun haben wollten.» Das Gefühl von Einsamkeit erwähnte auch Eva im Interview. Sie erklärte diese damit, dass sie im Gegensatz zu den asiatischen Studierenden keine Gruppe bilden konnte, in der man sich hilft und austauscht: «Mein erstes Gefühl war, da ist niemand. Ich fühlte mich so, so allein. [...] Ich gehöre zu keiner Gruppe. Ich bin meine eigene Gruppe, weil ich die Einzige aus Westafrika bin.» Die ausländischen Studierenden hatten nicht den Eindruck, dass sich die Mitarbeiter*innen der Hochschule aktiv um ihre Integration kümmern, obwohl die Leitungen in der Regel nach außen hin stolz auf ihre internationale Studierendenschaft verweisen.

Rassistische Abwertung der Fähigkeiten und Talente

Befragt nach Diskriminierungserfahrungen, nannten alle ausländischen Studierenden als Erstes Mikroag-

gressionen von Kommiliton*innen und Lehrenden, häufig verbale Angriffe, die ihre eigenen Qualifikationen und Fähigkeiten als Musiker*innen und Studierende infrage stellen. Anton berichtete von einem Studenten, der sich über ihn lustig gemacht hat: «Alle Studierenden sagen, dass du nur auf YouTube Gesangsunterricht gemacht hast!» Andere legten ihm die Rückkehr in sein Heimatland nahe: «Wann gehst du zurück nach ***?» Antons Erwartung, in Deutschland einen Gesangslehrer zu finden, der ihn fördert und protegert wie seine Chorleiter in der Heimat, wurde enttäuscht. Zu seinem Gesangslehrer an seiner Musikhochschule äußerte er sich folgendermaßen: «Ich hab' mir vorgestellt, er könnte wie mein Vater hier in Deutschland sein. Aber er ist wie mein größter Feind geworden.» Anton fühlte sich unehrlich und respektlos behandelt, da sei «immer diese falsche Lache» gewesen. «Er hat mich angeschrien! Sogar Hunde werden besser behandelt.» Der Gesangslehrer zweifelte auch in Anwesenheit anderer Studierender offen an Antons Eignung zum Stimmfach Tenor und an der Option einer Karriere als Opernsänger in Deutschland. Bei einem studentischen Liederabend wurde Anton als einziger vom Vortrag ausgeschlossen: «Wir haben fast zwei Semester Lieder geübt. Und dann gab es einen Liederabend für alle Studierenden, aber ich habe nicht an diesem Liederabend teilgenommen. Das war für mich frustrierend. [...] Die Professorin hat beliebte Studierende bestimmt, und ich war nicht auf dieser Liste.» Auch Eva erlebte, dass Lehrende sie gezielt demotivierten mit Aussagen wie: «Oh, das kannst du gar nicht? Du hast dich entschieden zu studieren und kannst das nicht?» – Solche Ausrufe haben mir das Herz gebrochen und machten mich so traurig.»

Da die betroffenen Personen meist die einzigen Schwarzen an ihren Hochschulen sind und sich allgemein schlechter behandelt fühlen als andere ausländische Studierende, nehmen sie Ablehnungen und Kritik an ihren Fähigkeiten fast immer als rassistisches Urteil wahr. Anton sieht eine eindeutige rassistische Hierarchie, in der er ganz unten stehe: «Es gab auch Studierende aus Asien, aber keiner wurde wie ich behandelt. [...] Die haben auch verschiedene Diskriminierungen erlebt, aber weniger als ich. Ich meine, es gibt da verschiedene Klassifikationen von Rassismus.»

Rassistische Mikroaggressionen und stereotype Charakterzuschreibungen

Über eindeutig rassistische Äußerungen im Hochschulalltag berichteten ausschließlich die in Deutschland aufgewachsenen Schwarzen Student*innen. Sie kritisierten in den Interviews, dass einzelne Kommiliton*innen, Lehrende oder Personen aus dem Publikum ihnen aufgrund phänotypischer Merkmale wie Hautfarbe oder Haarkonsistenz bestimmte musi-

kalische Fähigkeiten und Charaktereigenschaften zuschreiben bzw. absprechen. Damit einher gehe die Zuweisung spezifischer berufliche Einsatzorte und die Verstärkung ihrer Außenseiterstellung in Gruppen. Dass solche rassistischen Mikroaggressionen nur von dieser Personengruppe erwähnt wurden, könnte daran liegen, dass die ausländischen Studierenden vergleichbare verbale Aussagen nicht genau verstehen oder wiedergeben können.

Friedas Aufnahmeprüfung verlief unerwartet einfach, als hätten die Prüfer*innen «keine Lust mehr» gehabt. Ein Kommilitone mutmaßte später, sie sei die «Quotenschwarze» in dem Studiengang. Von Kommiliton*innen, die nicht ihrem engeren Freundeskreis angehörten, musste sie sich in der Mensa rassistische Witze über Blackfacing anhören und diskriminierende Wortspiele ertragen. Als sie einem Studenten die Antwort auf dessen Frage nach der Herkunft ihrer Eltern verweigerte, meinte dieser zu ihr: «Ich würd' halt eh nicht richtig dazugehören, weil ich halt anders aussehe.» An der Hochschule hörte sie mehrfach: «Es sei beruhigend, dass ich die Musik mache, nach der ich aussehe.» Eine Gesangsdozentin äußerte ihr gegenüber, «dass man ja gar nicht damit rechnen würde, dass ich eine so klare Sopranstimme habe, weil man würde ja eher etwas Tieferes und Energetischeres erwarten bei meinem Aussehen». Bei einer Bewerbung mit englischen Liedern bei einer Stiftung, die nur Bands fördert, die in ihrer Muttersprache singen, meinte der beratende Dozent: «Dir sieht man ja nicht an, dass du perfekt Deutsch sprichst. Das können wir auch durchkriegen.»

Clara wird ebenfalls aufgrund ihres Aussehens immer wieder als «Afrikanerin» kategorisiert, und es wird erwartet, dass sie rassistischen Klischees entspricht. Eine Gesangslehrerin drängte sie in die Opernrolle Carmen, weil sie angeblich davon überzeugt war, dass ihr das später bei ihrer beruflichen Karriere helfen würde. «Dann sagt meine Lehrerin [...]: «Ja, du bist Carmen. Du musst Carmen singen.» So. Jetzt bin ich aber eigentlich überhaupt nicht so ein Typ für Carmen. Ich bin viel besser der Hänsel. Ich kann viel besser so einen Jungen darstellen. Und dann heißt das also: «Nee, deine Figur, deine Hautfarbe, deine Haare – du bist Carmen.»» Von einem Regisseur wurde sie während des Studiums für ihren Gesang kritisiert, indem er stereotype rassistische Klischees aufrief: «Das war ihm alles irgendwie nicht erotisch genug und nicht fleischlich genug und nicht erdig genug und nicht animalisch genug. Und dann meinte er so irgendwann total entnervt: «Ja, wieso, wieso können Sie das nicht? Das muss Ihnen doch total naheliegen.»» Auch Claras Stimme wurde als zu hell und schlank kritisiert, weil man erwartet hatte, etwas «Animalisches» zu hören. Die Mutter einer Kommilitonin, eine bekannte Schauspielerin, meinte nach einem Konzertabend, dass sie verwundert war, bei ihr

keine «Afro-Stimme» gehört zu haben. Claras intellektuelle Fähigkeiten werden dagegen im Studium ignoriert. Ihrer Meinung nach wird ihr als Schwarze keine Intelligenz zugetraut, vielmehr werde immer nur etwas «Wildes» von ihr erwartet.

UMGANG MIT DISKRIMINIERUNGEN

Die Reaktionen der Betroffenen auf die verbalen Diskriminierungen fielen unterschiedlich aus und lassen erkennen, dass Alltagsrassismus an deutschen Musikhochschulen bislang kaum ein Thema war, dem sich die offiziellen Stellen widmen. Die verbalen Übergriffe finden zumeist in einem hierarchischen Kontext statt, der den Schwarzen Studierenden kaum eine Chance zum Widerstand lässt. Sie trauen sich auch nur selten, auf abschätzigte Bemerkungen von weißen Kommiliton*innen zu reagieren.

Es lassen sich in den Interviews folgende Kategorien des Umgangs mit Diskriminierungen erkennen: «Assimilation an die deutsche Gesellschaft» (Mangold 2017; Williams 2019), «Rückzug in eine sichere persönliche Umgebung» (Chebu 2016: 105–110; Topçu 2021: 201–205) sowie «schweigendes Ertragen von Diskriminierungen», auch wenn dies zu Krankheitsphänomenen führen kann (Kilomba 2013: 122–129; Roig 2021: 277–292). Nur in seltenen Fällen haben die Interviewten das Selbstbewusstsein, Rassismen zu benennen und verbalen Widerstand zu leisten (Sow 2008: 288–308). Den Mut dazu haben sie oft erst durch eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Diskriminierungsstrategien in Seminaren zu Themen wie Gender, Diversity oder Postcolonial Studies erhalten.

Assimilation an die deutsche Gesellschaft

Eine Möglichkeit des Umgangs mit Alltagsrassismus besteht darin, ihn zu ignorieren oder sich weitreichend zu «assimilieren». Damit ist die Hoffnung verbunden, zumindest selbst von Diskriminierung verschont zu bleiben.

Daniel nimmt die sozialen und gesellschaftlichen Unterschiede in Deutschland als gegeben hin. Seine eigenen Schwierigkeiten im Studium erklärt er im Interview durchweg mit Minderwertigkeitsgefühlen, die er mit seiner kulturellen Herkunft in Verbindung bringt und die er über die Anpassung an die deutsche Umgebung zu überwinden hofft. Er hat beispielsweise den Eindruck, Musik der Romantik nicht gleich gut wie Europäer verstehen und empfinden zu können. Seiner Meinung nach hat er in seiner Heimat nicht gelernt, ernsthaft zu üben, im Ensemble zusammenspielen und selbstbewusst aufzutreten. Ihm erscheint es als normal, dass andere seine Salsa-Musik nur für Unterhaltungsmusik halten, die sich lediglich für die Mensa-Party

eignet. Daniel lebt mit deutschen Student*innen in einer WG zusammen, wo es ihm zufolge immer wieder zu interkulturellen Missverständnissen im Alltag kommt. Diese kann er allerdings im freundschaftlichen Gespräch immer lösen, indem er sich den deutschen Gewohnheiten anpasst: «Ich muss mich an anderes gewöhnen, zum Beispiel in *** tragen wir keine Hausschuhe, oder zum Beispiel die Tür von der Toilette. Zuhause mache ich die nicht immer zu. Aber hier muss man immer klopfen. Und manchmal öffnen sie die Tür: «Oh sorry! Daniel, du musst die Tür zumachen!» – «O ja, ich hab's vergessen.» [...] All diese anderen Gebräuche!» Daniels unbekümmerter Umgang mit Konfliktsituationen hängt auch damit zusammen, dass er zusätzlich zu Musik noch Pädagogik studiert und in seinem pädagogischen Studiengang der Konkurrenzkampf nicht so ausgeprägt ist. Zudem hat er bewusst die Entscheidung getroffen, sich in Deutschland nicht allein auf das Studium zu konzentrieren: «Ich wollte nicht nur Klavier üben den ganzen Tag. Ich wollte mich integrieren. Und zum Beispiel mit Menschen arbeiten. Viele Menschen kennenlernen, das ist sehr wichtig für mich. Das ist mein Hobby: Sozialisierung. Ich will einfach die Kultur besser kennenlernen. Ich will später eine Geschichte erzählen können.»

Ben löst die Herausforderungen des Lebens in einer fremden Kultur auf rationale Weise. Er ist sich aufgrund seines Geschichtsstudiums bewusst, dass auf der Welt verschiedene Kulturen existieren und das gegenseitige Verständnis die Voraussetzung für ein friedliches Zusammenleben ist. Rassismus ist für ihn nicht auf das Verhalten von Weißen beschränkt. Es gibt seiner Meinung nach auch in Asien und Afrika Rassismus, der sich gegen Weiße, aber auch gegen Bevölkerungen anderer afrikanischer Länder richten könne. Für ihn handelt es sich um ein nachvollziehbares Verhalten, wenn Menschen versuchen, das zu beschützen, was die eigene Kultur und Identität ausmacht. Ben legt Wert auf die Unterscheidung zwischen rassistischer Gewalt und objektiver Kritik an Zuständen. Wenn Fremde ihr kulturelles Verhalten in andere Länder brächten, entstünden automatisch Konflikte. Sein persönliches Erfolgsrezept beschreibt er im Interview folgendermaßen: Er versuche im Ausland immer, in der Landessprache zu sprechen, die jeweilige Kultur und Lebensweise zu verstehen und sich daran anzupassen. Das gelte auch für seine Musikpraxis. Das, was andere als Mikroaggressionen wahrnehmen würden, kenne er als berechtigte Nachfragen an: «Wenn Leute anfangen, mich zu hinterfragen: «Aber du kommst nicht aus Deutschland. Wie kannst du deutsche Musik so gut singen?» Manche verstehen das sogar als Angriff, ich aber halte das für eine sehr begründete Frage! Aber das Einzige, was ich ihnen darauf antworten kann, ist: «Ich habe mich mit eurer Kultur beschäftigt!»»

Rückzug in eine sichere persönliche Umgebung

Von zentraler Bedeutung für die Bewältigung von rassistischen Diskriminierungen ist für alle Studierenden das soziale Netzwerk, auf das sie zurückgreifen können. Verfügen sie über einen unterstützenden Familienhintergrund und eine stabile Partnerschaft oder sind sie aktive Mitglieder einer religiösen Gemeinschaft, gelingt es ihnen leichter, negative Erfahrungen zu verarbeiten.

Ben hat sich gezielt ein internationales Netzwerk an Freund*innen und Kolleg*innen aufgebaut, das sich für sein Studium und die Karriere als förderlich erweist. Die persönliche und gesundheitliche Krise, die Anton durchlebt, lässt sich unter anderem darauf zurückführen, dass er nicht über ein vergleichbares familiäres und freundschaftliches Netzwerk verfügt. Die Beziehung zu seiner Familie scheint lose und durch Konflikte geprägt zu sein. Bereits die Motivation seiner Mutter, ihn als Jugendlichen in einem Kirchenchor anzumelden, gründete seiner Meinung nach darauf, dass das sozial auffällige und «turbulente» Kind damit Disziplin erlernen sollte. Der Aufbau von Freundschaften zu gleichaltrigen Musiker*innen fiel Anton schon immer schwer. Er orientierte sich in seinem Heimatland immer an welterfahrenen Chorleitern. Daneben suchte er die Nähe gesellschaftspolitisch einflussreicher Persönlichkeiten, um von ihnen Unterstützung für seine Karriere zu erhalten. Die einzige Vertrauensperson in Deutschland stellt seine afrikanische Ehefrau dar, die er in Krisenzeiten kontaktiert: «Ich habe meine Frau angerufen. Ich habe richtig geweint, mindestens eine Stunde lang. Ich habe mich gefragt: «Warum bin ich hierhergekommen? Ich könnte vielleicht eine Karriere als Politiker machen oder als Lehrer. [...] Warum soll ich hier zwei Jahre verschwenden, um später nach *** zurückzukehren?» Also, alle diese Fragen waren für mich ziemlich frustrierend.»

Der Rückzug in ein sicheres Umfeld kann eine gezielte Strategie sein, um rassistischen Diskriminierungen aus dem Weg zu gehen. Frieda gestaltete bereits ihre Jugend in einem vertrauensvollen Umfeld von Familie und einer Band, die ihr Sozialleben bestimmte. Als Studentin lebte sie, soweit möglich, in einem Stadtteil mit Alternativkultur. Menschen älterer Generationen und anderer Milieus hielt sie auf Distanz. Negative Erfahrungen ließen sich trotzdem nicht vermeiden, wie etwa nach Ende eines Studierendenjobs in der Altstadt: «Es war, glaub' ich, ein Samstag, nachts um zwölf oder so. Dann sind da drei Leute langgelaufen, die die ganze Straße runtergebrüllt haben: «Weg mit den Migrant*innen, die zahlen ja alle keine Steuern!», und so. [...] Und dann haben die mich halt gesehen, als ich mein Fahrrad aufgeschlossen habe. Und dann haben die mich auch noch beschimpft und sind dann weitergegangen. Die Frau hat dann die ganze Zeit auch noch alles gefilmt. Das war auf jeden Fall nicht so

schön.» Aber auch andere Alltagssituationen können für Frieda schnell zu diskriminierenden Erfahrungen führen, denen sie lieber aus dem Weg geht: «Beim Zugfahren trifft man ja gefühlt alle Gesellschaftsgruppen. Da passiert dann so was auf jeden Fall öfter, dass irgendwie Sprüche kommen, Leute nicht neben dir sitzen wollen oder keine Ahnung, irgendwie so was.»

Ertragen von Diskriminierungen

Alle interviewten Schwarzen Student*innen haben Erfahrungen mit diskriminierenden Situationen an ihrer Hochschule gemacht. Ihren Berichten zufolge können sich die Lehrenden aufgrund ihrer Machtposition sicher sein, für ihr diskriminierendes oder rassistisches Verhalten gegenüber Student*innen nicht belangt zu werden. Gleichstellungsbüros oder Vertrauensdozent*innen werden von den Betroffenen selten als Partner oder Anlaufstelle gesehen, wo sie sich Rat und Unterstützung holen können. Anton war von den Aussagen seiner Kommiliton*innen ein «bisschen schockiert» und fühlte sich «sehr allein» gelassen. Frieda nahm Mikroaggressionen als verletzende Ausgrenzungserfahrungen wahr, die von ihr oft erst im Nachhinein erkannt und hinterfragt wurden. Sie bezeichnete die Situationen im Interview als «irgendwie seltsam», «blöd», «dumm» oder für sie unerklärlich: «Was sollte das?» Im Einzelfall stellen sie für Frieda «nichts Schlimmes» dar, sie hat sich beinahe schon daran gewöhnt. Ihre erste Reaktion war deswegen Rat- und Sprachlosigkeit sowie Enttäuschung über die Personen, die durch die Vorfälle ihr Vertrauen verloren. Gehen die Aggressionen von anderen Studierenden aus, so versucht sie, einem Streit aus dem Weg zu gehen, und zieht sich wortlos zurück, weil sie «meistens gar keine Lust [hat], irgendwas zu sagen, weil es einfach zu anstrengend ist». Die rassistischen Stereotype, mit denen Clara konfrontiert wird, nerven sie, sie nennt sie «Quatsch». Zunächst habe es ihr die Sprache verschlagen, als sie damit konfrontiert war. Mikroaggressionen machten sie auf Dauer aber auch aggressiv, sie beherrsche sich allerdings und versuche, mit Humor darüber hinwegzugehen.

Verbaler Rassismus und weitere Diskriminierungen führten bei einigen ausländischen Studierenden zu Krankheitsphänomenen, die sich negativ auf ihren Studienverlauf auswirk(t)en. Anton nahm die Unterrichtssituationen als «frustrierend» und «enttäuschend» wahr, die Lehrenden hätten ihm «weh getan». Er sei «genervt» gewesen von den Auseinandersetzungen und habe das Gefühl gehabt, dass ihn der Unterricht auf Dauer «kaputt» macht: «Nach dem Studium hatte ich keine Stimme mehr.» Er entwickelte zum ersten Mal im Leben Auftrittsängste und dachte, dass genau dies die Absicht seines Lehrers gewesen sei. Erst der private Gesangsunterricht nach Ende seiner Studienzeits habe ihn wieder aufgebaut.

Eva kümmerte sich in den ersten anderthalb Jahren in Deutschland ohne Pause um ihr Studium und das Alltagsleben. Der Stress wurde schließlich so groß, dass sie erkrankte: «Mein Körper veränderte sich. Ich begann, Dinge zu fühlen, die ich nie zuvor gefühlt hatte. Ich wurde krank, hatte bestimmte emotionale Probleme, die ich nie zuvor hatte. Ich bekam sie, aber ich ignorierte sie zuerst und machte weiter.» Als sie und ihr Mann durch die Corona-Pandemie auch noch ihre Studierendenjobs verloren, beschloss sie, ein Urlaubssemester zu nehmen. «Vielleicht sollte ich eine Pause haben, dachte ich mir, mich emotional, gesundheitlich und auch finanziell entlasten. Dass ich ein bisschen Ruhe brauche und für mein Selbstsorge.» In dieser Zeit beschäftigte sie sich mit dem Erwerb der deutschen Sprache, die sie nicht so gut beherrscht, was sie als Hauptproblem beim Studium erkannt hat.

Verbaler Widerstand

Selten sind die Studierenden in der Lage, sich gegen verbale Mikroaggressionen zu wehren. Anton gelang es nur im Kontakt mit den Kommiliton*innen, den Diskriminierungen etwas zu entgegnen: «Aber ich war auch erwachsen genug im Kopf und konnte einfach sagen: «Nein, ich kehre nicht zurück. Ich habe einige Pläne hier.» Clara beschrieb im Interview eindringlich, wie wenige Worte eine dauerhafte Veränderung des Verhaltens von Lehrenden bewirken können. In einer Probensituation wurde sie von einem Regisseur mit einem rassistischen Stereotyp konfrontiert: «Und dann habe ich ihn total entsetzt angeguckt. Das war das Letzte, was ich von ihm erwartet hatte, weil er sonst immer so völlig erhaben über so etwas war. Ich gucke ihn so an und ich konnte gar nichts mehr sagen, ich war so: «Wieso?» – Und dann guckte er mich an und dann meinte er so: «Hm, ja, stimmt eigentlich. Wieso? Ja, Entschuldigung.» [...] Ich glaube, er hat in dem Augenblick seine ganze Vorurteilswelt so einfach vor sich gesehen und war total so: «Oh Mann, was habe ich da eigentlich gerade gesagt?» [...] Ich bin dann zwei, drei Jahre später noch mal zu ihm in seinen Kurs gegangen, und da war es ganz großartig.»

Für viele Schwarze Studierende stellen Seminare zu Gender Studies, Diversity oder Postcolonial Studies Angebote dar, mit denen sie sich weiterbilden können und die ihnen helfen, ihre eigene Situation zu reflektieren und Selbstbewusstsein aufzubauen. Frieda erkannte in einem Seminar zu Gender und Diversity erstmals ihr wissenschaftliches Interesse und hält ein Seminar zu Rassismus, das sie besucht hat, für ihre Kommiliton*innen zumindest für hilfreich: «Das hat, glaube ich, auf jeden Fall bei vielen ein bisschen was bewirkt. Auch wenn's jetzt vielleicht nicht den großen Effekt hatte, aber dass man trotzdem halt vielleicht noch zweimal drüber nachdenkt oder so. [...] Sich

letztendlich dann wirklich darauf einzulassen, ist dann doch schwieriger, als man am Anfang denkt.»

Clara hat in ihrem Studium Seminare zu Gender Studies besucht, in denen sie viel über weibliche Opernrollen gelernt hat. Gleichzeitig erkannte sie dadurch, dass sie rassistische Stereotype bereits selbst verinnerlicht hat, wie beispielsweise, dass ihr Improvisation besonders liege. «Ich denke: Hey, jetzt machst du hier voll auf *Negro style*. Das ist dann einfach so. [...] Also, man merkt dann, dass man es schon selbst annimmt, diese Vorurteile. [...] Das ist schon doof.» Anton beschäftigt sich seit Beginn seines Weiterbildungs-Masterstudiengangs mit interkulturellen Bezügen in der Musikgeschichte und in der heutigen Gesellschaft und ist zu dem Schluss gekommen, dass

Menschen, die ihn kritisieren, nur ihre «Ignoranz» und «Dummheit» zeigen. Die Musikwelt sei längst internationaler, als es seine Musikhochschule seiner Meinung nach wahrhaben will. Auch er als Sänger habe ein Anrecht auf einen Teil davon und gelernt, das koloniale Erbe der westlichen Opernwelt zu erkennen. «Es gibt viele Opern, die über afrikanische Geschichte geschrieben wurden. Es gibt viele Opern, die afrikanisches Personal brauchen. Aber warum? [...] Die brauchen die Afrikaner, um sie zu benutzen. Aber sobald ein Afrikaner in dieser Hochkultur auftreten möchte, diese Hochkultur lernen möchte, versuchen will, sie zu begreifen, dann kommen solche Ideen wie: «Nein, ich finde das nicht normal, wenn ein Afrikaner Opern singt» oder «Ich will das nicht. Das ist nicht normal.»

FAZIT UND HANDLUNGSEMPFEHLUNGEN

Die Auswertung der Interviews mit sechs ausgewählten Schwarzen Studierenden an deutschen Musikhochschulen zeigt, dass alle – ganz gleich welcher Herkunft – Erfahrungen mit Alltagsrassismus gemacht haben, die sich mit Ergebnissen wissenschaftlicher Analysen und Beschreibungen der gesellschaftspolitischen Realitäten in Deutschland der letzten Jahrzehnte decken. Die Musikhochschulen mit ihrer großen Anzahl an internationalen Studierenden wirken sich in ihrer Wahrnehmung nicht toleranzfördernd aus.

Neben strukturellen und institutionellen Benachteiligungen erleben die Studierenden an deutschen Musikhochschulen vor allem Ausgrenzungen und verbale Übergriffe durch Lehrer*innen und Kommiliton*innen. Dabei kommt es zur Reproduktion rassistischer Stereotype und zu Abwertungen ihrer musikalischen Fähigkeiten, wodurch sich die Benachteiligungen noch gegenseitig verstärken. Damit wird sowohl ihre private als auch ihre professionelle Identität infrage gestellt.

Der Umgang mit den erfahrenen Diskriminierungen hängt viel von der Stärke des sozialen Umfelds der Studierenden und ihren kulturellen Vorerfahrungen ab. Ein unterstützender familiärer und privater Hintergrund erleichtert Schwarzen Student*innen die Verarbeitung ihrer Erlebnisse. Die Vertrautheit mit der Gesellschaft ermöglicht den in Deutschland Aufgewachsenen ein besseres Verständnis schwieriger Situationen. Die aus der Fachliteratur bekannten Reaktionen auf diskriminierende Erfahrungen (die auch in meinen Interviews Erwähnung fanden) reichen von einem fast vollständig passiven Erleiden, das bis zu Krankheitszuständen führen kann, über vereinzelt Widerspruch bis hin zu einem Ignorie-

ren der Situationen und einer Assimilation an die deutsche Gesellschaft. Nur in den wenigsten Fällen schaffen es die Betroffenen, sich gegen Diskriminierungen verbal zu wehren. Die Hochschulhierarchie und die Überzahl der weißen Studierenden verhindern eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Thema.

Da einige Formen rassistischer Benachteiligung strukturell und institutionell an den Musikhochschulen verankert sind und verbale Diskriminierungen insbesondere von Personen in Machtpositionen ausgehen, können Schwarze Studierende diesen nicht aus dem Weg gehen. Das Ignorieren oder die Assimilation mögen im Einzelfall den Umgang mit den Situationen erleichtern, lösen aber die grundlegende Diskriminierung dieser Personengruppe in der deutschen Gesellschaft nicht. Allein ein kollektiver und organisierter Widerstand gegen diskriminierende Strukturen und Alltagsrassismus kann konfliktlösend und gesellschaftspolitisch transformierend wirken.

Die US-amerikanische Antirassismus-Aktivistin Jane Elliot, bekannt geworden durch ihre Blue-Eyed-Workshops, verbindet die Analyse rassistischer Diskriminierungen in westlichen Gesellschaften mit einer Aufforderung an die weiße Bevölkerung: «Das Einzige, was gute Menschen tun müssen, um das Böse aufrechtzuerhalten, ist, nichts zu tun. Und zum größten Teil tun wir Weißen nichts. So können wir sagen: «Nun, wir haben nichts getan, wir sind nicht verantwortlich.» Solange wir nichts tun, ist es so, als würden wir denen, die schlechte Dinge tun, unsere Zustimmung geben. Es reicht nicht aus, nichts zu tun.» (Elliot in Verhaag 1996: 19:50–20:08; Übersetzung N. R.).

Auf Grundlage der in den Interviews geschilderten Lebenserfahrungen Schwarzer Studierender in

Deutschland lassen sich folgende Handlungsempfehlungen für Lehrende und Hochschulverantwortliche ableiten, um eben nicht in einer solchen passiven Mitläuferposition zu verharren:

1. Um allen begabten Studierenden die gleichen Voraussetzungen zu ermöglichen, genügt das Angebot eines kostenlosen Studiums in Deutschland nicht. Die hohen finanziellen Anforderungen an Studierende aus Nicht-EU-Ländern für ein Visa und eine Aufenthaltsgenehmigung (Sperrkonto für internationale Studierende) sowie die Kosten für Reisen zu den Aufnahmeprüfungen führen zu einer Selektion nach Klassenzugehörigkeit. Schwarze Menschen aus dem Globalen Süden haben in der Regel nur dann eine Chance auf ein Studium an einer Musikhochschule in Deutschland, wenn sie aus Familien der gehobenen Mittelschicht kommen. Talentierte Musiker*innen sollten von daher die Möglichkeit erhalten, sich online zu bewerben. Bürgschaften und Stipendien der Hochschulen oder Bundesländer für ausgewählte Studierende könnten für mehr Gerechtigkeit im Studienalltag sorgen.
2. Die Organisation des Lebensalltags in Deutschland wird von allen interviewten Studierenden aus Afrika und Lateinamerika als sehr zeit- und energieaufwendig beschrieben. Ihren Aussagen nach gibt es bislang keine Organisationen in ihren Herkunftsländern wie etwa bei chinesischen Studierenden, die sie dabei unterstützen. Dadurch verlieren sie Zeit fürs Studium und die Musikpraxis in Deutschland und leiden unter einem deutlichen Wettbewerbsnachteil. An dieser Stelle müssten die vorhandenen Kapazitäten der International Offices an den Hochschulen erweitert werden, um Ungerechtigkeiten auszugleichen.
3. In vielen Fällen, in denen im Herkunftsland keine öffentlichen Einrichtungen existieren, an denen Kinder und Jugendliche eine musikalische Ausbildung erhalten und Kenntnisse westlicher Musik erwerben können, nehmen christliche Kirchen eine wichtige Rolle ein. Von daher sollten sich insbesondere die eurozentrisch geprägten Kirchenmusikstudiengänge an deutschen Hochschulen stärker international ausrichten, um Menschen aus dem Globalen Süden zu ermöglichen, ihre Talente in diesem Bereich adäquat einzubringen.
4. Der Schlüssel für ein erfolgreiches Studium und eine Integration in Deutschland besteht im Erwerb der deutschen Sprache. Dies bestätigten alle Interviewpartner*innen, die nicht hier geboren sind. Für einen erfolgreichen Studienabschluss und die dafür vorgesehene Studienzzeit reichen musikalische Talente und Lernbereitschaft allein nicht aus. Von daher wäre es sinnvoll, wenn die Hochschulen in Deutschland mehr Wert auf sprachliche Vorkenntnisse legen oder in der Studieneingangsphase mehr Zeit zum Spracherwerb einräumen würden.

Umfangreiche Deutschkenntnisse minimieren zudem die Wahrscheinlichkeit von rassistischen Diskriminierungen, wie aus den Aussagen von den in Deutschland aufgewachsenen Musikstudierenden hervorgeht.

5. Schwarze Studierende stellen keine homogene Gruppe dar. Ihre Herkunftsländer und -familien, ihre Lebensläufe und unterschiedlichen musikalischen Vorerfahrungen prägen ihren Studienaufenthalt in Deutschland. Aufgrund der kolonialen Geschichte Deutschlands und des existierenden Alltagsrassismus bedarf es einer sensiblen Betreuung, um ihnen zu einem Studienerfolg zu verhelfen. Dabei sollten die Lehrenden Kritik an Leistungen stets so formulieren, dass sie von den Betroffenen nicht als rassistisch motiviert (miss-)verstanden werden. In der Interaktion sollte zudem auf einen integrativen und zugewandten Stil und eine offene Lernatmosphäre geachtet werden. Persönliche Gespräche können dazu dienen, die Anforderungen und Umgangsformen an deutschen Hochschulen deutlich und verständlich zu vermitteln, sodass die Studierenden keine falschen Erwartungen an das Verhältnis zu den Dozent*innen und Lehrer*innen haben. Die Interviews haben darüber hinaus gezeigt, wie wichtig die Unterstützung durch das soziale Umfeld während des Studiums ist. Studierende, denen dieses etwa durch ihre Familie fehlt, würden von mehr Veranstaltungen und Möglichkeiten zum Austausch zwischen internationalen Student*innen von verschiedenen Hochschulen profitieren. Solche zusätzlichen sozialen Kontakte und Austauschmöglichkeiten könnten sich in vielerlei Hinsicht stabilisierend auswirken.
6. Die in den Interviews beschriebenen rassistischen verbalen Mikroaggressionen im Studierendenalltag lassen sich mit institutionellen Mitteln kaum kontrollieren oder unterbinden, da sie keine Beleidigungen darstellen, die strafrechtlich verfolgt werden können. Es besteht lediglich die Möglichkeit, Lehrende und Studierende für das Thema zu sensibilisieren. Die Ergänzung der musikwissenschaftlichen Lehrinhalte durch sozial- und kulturwissenschaftliche Fächer und Angebote – wie Gender, Diversity und Postcolonial Studies – wurde von allen Interviewten als wertvoll erachtet. Das kann dabei helfen, sich der eigenen Situation bewusst zu werden, diese zu reflektieren und einen neuen Umgang mit den Herausforderungen zu erlernen. Solche Angebote sollte es in allen künstlerischen Studiengängen geben, denn sie können sich auf das Verhältnis der Studierenden untereinander positiv auswirken und zu einem toleranteren Umgang untereinander beitragen.
7. Die unterschiedlichen musikalischen Vorerfahrungen von ausländischen Student*innen, insbesondere wenn sie aus nichtwestlichen Ländern

kommen, werden an deutschen Musikhochschulen bislang nur unzureichend gewürdigt. Die Studierenden haben sich bislang dem deutschen Ausbildungssystem anzupassen, das musikalisch eurozentristisch ausgerichtet ist. Dadurch geht musikalisches Potenzial verloren, das diese Menschen aufgrund ihrer anderen Lebenserfahrungen mitbringen. Die deutschen Musikhochschulen

sollten ihre Curricula so überarbeiten, dass Räume entstehen, in dem alle Studierenden unabhängig von ihrer Herkunft ihre Fähigkeiten zeigen und ausprobieren können. Dazu gehört auch die Möglichkeit, interkulturelle Musikpraktiken zu erlernen. Ein solches Konzept würde zugleich zu einer höheren Toleranz und Wertschätzung der Studierenden untereinander führen.

LITERATUR

- Aikins, Muna AnNisa/Bremberger, Teresa/Aikins, Joshua Kwesi/Gyamerah, Daniel/Yıldırım-Calıman, Deniz (2021):** Afrozensus 2020: Perspektiven, Anti-Schwarze Rassismuserfahrungen und Engagement Schwarzer, afrikanischer und afrodiasporischer Menschen in Deutschland, Berlin, unter: <https://afrozensus.de/reports/2020/Afrozensus-2020.pdf>.
- Arndt, Susan (2012):** Die 101 wichtigsten Fragen: Rassismus, München.
- Bouchara, Abdelaziz (2012):** Ausländische Studenten in Deutschland: Interkulturelle Probleme und deren Bewältigung, Hamburg.
- Carl, Florian (2004):** Was bedeutet uns Afrika? Zur Darstellung afrikanischer Musik im deutschsprachigen Diskurs des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Münster.
- Cavalli-Sforza, Luca/Cavalli-Sforza, Francesco (1994):** Verschieden und doch gleich. Ein Genetiker entzieht dem Rassismus die Grundlage, München.
- Chebu, Anne (2016):** Anleitung zum Schwarz sein, Münster.
- DAAD/Deutscher Akademischer Austauschdienst (2021) (Hrsg.):** Wissenschaft weltoffen 2021. Daten und Fakten zur Internationalität von Studium und Forschung in Deutschland und weltweit, Bonn.
- Eddo-Lodge, Reni (2017):** Why I'm No Longer Talking To White People About Race, London.
- Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (2005) (Hrsg.):** Mythen, Masken und Symbole. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland, Münster.
- Hasters, Alice (2019):** Was weiße Menschen nicht über Rassismus hören wollen, aber wissen sollten, Berlin.
- Jensen, Stefanie (2001):** Ausländerstudium in Deutschland. Die Attraktivität deutscher Hochschulen für ausländische Studierende, Wiesbaden.
- Kilomba, Grada (2013):** Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism, Münster.
- Klabunde, Niels (2014):** Wettlauf um internationale Studierende: Integration und interkulturelle Hochschulentwicklung in Deutschland und Kanada, Wiesbaden.
- Koller, Christian (2009):** Rassismus, Paderborn.
- Li, Hsin-Yi (2020):** Bildungspilger. Eine Ethnographie taiwanesischer Musikstudierender in Deutschland, Berlin.
- Loy, Christine (2018):** Motivationstypen in der Bildungsmigration. Biografische Hintergründe, Wiesbaden.
- Mangold, Ijoma (2017):** Das deutsche Krokodil. Meine Geschichte, Reinbek.
- Massaquoi, Hans J. (1999):** «Neger, Neger, Schornsteinfeger!» Meine Kindheit in Deutschland, Bern.
- Mayring, Philipp (2015):** Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken, Weinheim.
- Memmi, Albert (1992):** Rassismus, Hamburg.
- Michael, Theodor (2013):** Deutsch sein und schwarz dazu. Erinnerungen eines Afro-Deutschen, München.
- Nduka-Agwu, Adibeli/Lann-Hornscheidt, Antje (2010):** Rassismus auf gut Deutsch: ein kritisches Nachschlagewerk zu rassistischen Sprachhandlungen, Frankfurt am Main.
- Ogette, Tupoka (2017):** exit RACISM. rassismuskritisch denken lernen, Münster.
- Roig, Emilia (2021):** Why we matter. Das Ende der Unterdrückung, Berlin.
- Schröder, Eike/Winde, Mathias/Marggraf, Jonas/Dorra, Carolin (2019):** Ausgebremst statt durchgestartet. Herausforderungen für ausländische Studierende jenseits von Kultur- und Bildungsfragen, Policy Paper 3, Stifterverband, unter: www.stifterverband.org/medien/ausgebremst-statt-durchgestartet.
- Schwarzbach-Apithy, Aretha (2005):** Interkulturalität und anti-rassistische Weis(s)heiten an Berliner Universitäten, in: Eggers et al. (Hrsg.): Mythen, Masken und Symbole, S. 247–261.
- Sow, Noah (2008):** Deutschland Schwarz Weiß. Der alltägliche Rassismus, München.
- Topçu, Canan (2021):** Nicht mein Antirassismus. Warum wir einander zuhören sollten, statt uns gegenseitig den Mund zu verbieten. Eine Ermutigung, Köln.
- Williams, Thomas Chatterton (2019):** Self-portrait in Black and White. Unlearning Race, New York.
- Verhaag, Bertram (1996):** Blue Eyed, Dokumentarfilm, München.